Wiener Brief.

Samojeden.

Chasawanu? — Bist du ein Samojede?

Chasawadm.—Ich bin ein Samojede.

Chasawa wadauna lahananu?—Sprichst du samojedisch?

Lahanam.—Ich spreche.

Tolahar!—Dann bitte ich, zähle!

Ngopoi (1), sidea (2), njahar (3), tjet (4), samljang (5), math (6), siu (7). sidendjet (8), habiju (9), lutsaju (10).

Sawan! — Du bist gut! (So viel als: Ich danke.)

Unser gelehrter Akademiker Professor Friedrich Müller war es, der auf diese Weise den struppigen Herrn Wasco, das Haupt des Samojeden-Völkchens, welches im „Orpheum" sein Zelt aufgeschlagen hat, examinirte, um zu prüfen, ob die Leute echte Samojeden und nicht etwa Ostjaken seien. Die Bezeichnung der Zahlwörter Neun, habiju, welches die ostjakische große Zahl (habi=Ostjake), und Zehn, lutsaju, welches die russische Zahl von lutsa, Russe, bedeutet, sowie der Worte für Drei und Fünf, versicherten ihm, daß man wirkliche Samojeden, und zwar vom Zweige der Jurak-Samojeden vor sich habe.

Noch nie sind Samojeden in unser civilisirtes Europa vom Eismeer herabgestiegen und Herr Wasco gab seiner Verwunderung über die plötzliche Ansprache durch erstauntes Lachen Ausdruck, während Professor Friedrich Müller seinerseits über die Bekanntschaft nicht minder erfreut war, denn die Samojeden gehören für Sprachforscher und Ethnographen zu den merkwürdigsten Merkwürdigkeiten. Obwohl zerstreut über ein Gebiet von Tausenden von Quadratmeilen an den arktischen Meeren entlang, vom Weißen Meer bis zur Bucht der Chatanga, vom 50. bis zum 110. Längengrad, ist ihre Zahl so sehr zusammengeschmolzen, daß man sie nur mehr auf 16,000 oder gar nur mehr auf 11,000 Seelen schätzt. Ihre aussterbende Sprache aber bildet ein Unicum, sie ist eine selbstständige Grundsprache, die mit den andern nordasiatischen Sprachen, welche man unter der Bezeichnung der ural-altaischen Sprachen zusammenzufassen pflegt, nur sehr geringe Aehnlichkeit hat. Man hat früher die ural-altaischen Sprachen eingetheilt in die fünf Stämme: finnisch (mit magyarisch 2c.), tungusisch, mongolisch, türkisch und samojedisch; Professor Friedrich Müller jedoch verwirft diese Eintheilung und statuirt dafür die Grundsprachen altaisch, bestehend aus tungusisch, türkisch und mongolisch, uralisch oder finnisch (magyarisch 2c.), und drittens samojedisch. Also allen Respect vor unsern geschätzten Gästen, die, wie gesagt, zu dem westlichen Zweige der Jurak-Samojeden gehören, deren Dialekt sich von demjenigen der östlich vom Jenissei hausenden Renthier-Nomaden, welche Tawgy-Samojeden genannt werden, sowie von den Dialekten der vorzugsweise Jagd und Fischfang treibenden Zweige der Jenissei- und der Ostjak-Samojeden wesentlich unterscheidet. Die Truppe im „Orpheum" stammt von der kleinen länglichen Insel Waranbei, östlich von der Petschora-Mündung und ungefähr südlich von der großen Nowaja-Semlja-Insel, auf welcher die ältere Frau ihre Verwandtschaft hat. Vielleicht kann man nicht einmal sagen: sie „stammen", denn nomadisirend zogen sie in ihre Heimath, wo die Trennung von Insel und Festland nur eine zeitweise ist, durch die Tundren, jene Moossteppen, welche ihren Renthieren, deren sie zwölf schöne Exemplare mit sich führen, Nahrung geben. Fast ganz abhängig von diesen Thieren, mußten sie, wenn sie einmal weiter im Süden bleiben wollten, doch wieder in die eisigen Regionen zurückkehren, weil die Thiere in der baum- und strauchlosen, aber im Hochsommer ziemlich üppig blühenden Tundra zu sehr von den Fliegen und andern Insekten geplagt werden. So haben die Samojeden-Familien durch die Jahrhunderte mehr oder weniger vereinzelt in den trostlosen Einöden, wo sich keinerlei Cultur entwickeln konnte, dahingelebt. Nicht einmal zu einer ordentlichen Religion oder zu Priestern haben diese Juraken es gebracht, während bei den westlichen und den ostjakischen Samojeden, den Büchern zufolge (siehe Fr. Müller's „Allgemeine Etnographie") allerdings Schamanen-Priester, zauberkundige Medicin-Männer, existiren sollen. Brauchen die Juraken einmal dringend eine Vermittlung mit dem Himmel (Num), so zimmern sie sich aus einem Stück Schwemmholz einen Götzen oder Fetisch, den sie Sjade (Sjadaei) nennen und welchem sie opfern, indem sie diesen Götzenklotz das Blut des Renntheirs trinken lassen, dessen Fleisch sie mit ihren Familien selbst verzehren, natürlich roh, da sie die Kostkunst noch nicht kennen. Sie trauen indeß der Vermittlung des Götzen nicht besonders, indem sie meinen, der Himmel (Num) sei viel zu groß, als daß er sich um die Einzelheiten auf Erden kümmern könne, und hierin sind sie vielleicht gescheidter als die anderen Bewohner Europas. Ja, wahrhaftig, der Theil des Samojeden-Gebietes, aus welchem diese Leute herkommen, gehört noch zum europäischen Rußland. Sie sind die einzigen wirklichen Heiden, die in Europa vorhanden sind, etwa 6000 Seelen. Unser Stolz als „Europäer" wird ein wenig herabgedrückt, wenn wir diese edlen Mit-Europäer im „Orpheum" behaglich ihre rohen fauligen Fische abnagen oder ihre Zähne in ein Stück rohen schmutzigen Renthierfleisches versenken sehen. Sogar ihre russischen Nachbarn scheinen sich über diese primitive Nahrungsweise entsetzt zu haben, daher sie das Volk Samojeden, das heißt Selbstfresser (Menschenfresser) nannten. In ihrer eigenen Sprache nennen sie sich Chasawa (Menschen) oder in nicht erwachsenem Zustande Nienniez (Njenetje), das ist ist etwa „Kinder". Die rothwangige Piriptija, ein sonst ganz hübsches Weibchen von 17 Jahren, dem die mongolischen Schlitzaugen gar nicht übel stehen, beeinträchtigt die Wirkung ihrer Schönheit erschrecklich dadurch, daß sie mit Vorliebe an den blutigen Weißfischen und Schnäpfischen nascht, welche vor dem Zelte hängen. Auch die Samojeden haben indeß ihre Gourmandise: unsere Karpfen mögen sie nicht, die sind ihnen zu süßlich. Auch unser Rindfleisch ist ihnen zu weichlich. Der Versuch ihres Impresario, der sie bei ihrer auf ein Jahr berechneten Tournee durch Europa begleitet, sie an rohes Rindfleisch zu gewöhnen, ist bisher nicht geglückt. Sie bekamen danach stets heftigen Durchfall. Dagegen hat man sie an Thee gewöhnt, den sie Morgens und Abends trinken. Vor Allem aber lieben sie den Zjerka, das heißt Wutki, leidenschaftlich, und sie erhalten Morgens, Mittags und Abends je eine Schale Kornbranntwein von je ein Viertel-Liter.

Der süße Zjerka wird es auch wohl gewesen sein, der die von Natur sehr mißtrauischen Leute bewogen hat, Herrn Alexej Feodorowisch Kalinzoff aus ihrer Heimath zu dieser Kunstreise zu folgen. Herr Kalinzoff, der bärtige, gedrungene Russe, der bei ihnen ist und als ihr Dolmetsch figurirt, trieb für seinen Bruder, einen sehr reichen Kaufmann in Archangel, seit Jahren mit den Samojeden Tauschhandel. Er gab ihnen Messer, Schießgewehre, eiserne Harpunen, bunte Lappen zum Schmuck der Weiberkleidung und vor Allem Zjerka, viel Zjerka, wofür sie ihm schöne Seehundsfelle lieferten, bis er wohl schließlich auf den Gedanken kam, die Leute selbst als Wunderthiere in Europa kaufmännisch zu verwerthen. Die Kalinzoff's gewannen zuerst den alten Wasco, dem das schwere Leben in den Eiswüsten um so sauerer ankam, als er im Kampfe mit einem Eisbären einen Fuß und an der rechten Hand drei, an der linken Hand zwei Finger verloren hatte. Mit Stolz zeigte er uns die furchtbaren Verstümmelungen. Hätte er einmal einen falschen Reinigungs-Eid geleistet oder Bärenfleisch gegessen, so hätte der Bär ihn auch gewiß aufgefressen, denn diese unheimlichen Thiere stehen mit den Sjadäi, den Götzen, in intimen Beziehungen. Es ist ein gar heiliger Eid, der bei der Bärenschnauze abgelegt wird. Man zerschneidet eine Bärennase mit dem Messer und spricht: „Möge der Bär mich fressen, wenn mein Eid falsch ist." Wasco's Gattin ist Njeja, eine Frau von vierzig Jahren, welche recht fleißig bei der Anfertigung von Kleidern beschäftigt war, die sie nicht ohne Kunstfertigkeit aus Renntheirfellen mit Spagat aus Renntheirsehnen zusammennähte. Die Kleidung, welche die Leute gegenwärtig tragen, ist übrigens ihr leichtestes Sommer-Habit. Im Winter tragen sie den Pelz mit den Haaren nach einwärts und in dreifacher Auflage. Die Frauen sind bei den Samojeden willenlose Arbeitsthiere des Mannes und sogar verachtet, doch scheinen unsere beiden juratischen Damen auf der Reise ins civilisirte Europa sich bereits einige Gleichberechtigung errungen zu haben. Man merkt nicht mehr viel von ihrer Subordination.

Wasco und Njeja haben ein Kind, den sechsjährigen Knaben Ortje, ein aufgewecktes Bürschchen, das sich wie ein kleiner Seehund auf dem Sande vor dem Renthierzelte mit allerlei europäischem Spielzeug oder mit dem sibirischen Hunde, der die Gesellschaft begleitet, oder mit den Renthieren lustig herumtummelt. Der Knabe sieht so intelligent aus, daß man meinen sollte, er würde sich mit Leichtigkeit civilisiren lassen. Auch das junge, mit den Alten übrigens nicht verwandte Paar, Herr Iderach, neunzehn Jahre alt, und seine holde siebzehnjährige, mit blauen und rothen Tuchläppchen reich geschmückte Gattin Piriptija präsentiren sich manierlich genug, namentlich die Letztere, wenn sie mit einer gewissen plumpen Verschämtheit näher an uns herantritt, nur darf man sie nicht Fische essen sehen. Es ist noch nicht lange her, daß Iderach um Piriptija geworben hat, indem er eine Stange mit einem Haken zu ihrer Familie gesendet hat. Sie behielt die Stange zum Zeichen, daß sie durchaus nichts dagegen habe, wenn er Piriptija für sich angle. Dann zahlte er ihrem Vater einige Renthiere als Kaufpreis, von denen man eines im Zelte der Eltern und eines in seinem eigenen Zelte schlachtete und mit dem warmen Blute der Thiere als Brühe roh verspeiste. Dann fuhr der Brautzug in Renthier-Schlitten um das Zelt des Bräutigams herum, bis dieser aus dem Zelte sprang, Piriptija aus ihrem Schlitten riß und in sein Zelt trug. Seitdem ist sie seine rechtmäßige Gattin, so lange es Beiden gefällt.

Von Waranbei ist die Gesellschaft bis Archangel zehn Wochen, und von da bis Petersburg drei Monate in Schlitten unterwegs gewesen. Für die Nacht haben die Frauen pflichtschuldigst das Zelt aufgeschlagen und darin hat man campirt, wobei die Paare zur besseren Erwärmung je in einen Pelz zu schlüpfen pflegen. In Archangel übernahm ein Preßburger, Herr Raab, als Impresario die Führung der Truppe. Unser Klima behagt ihnen bisher recht gut. Sie finden, daß der April bei uns ein recht angenehmer Monat ist. Ob sie aber den Hochsommer, den sie in Paris und London verbringen wollen, ebenso gut ertragen werden, ist noch fraglich.

Sollte Einer von ihnen sterben, so wird es schwer werden, seinem Geiste, der noch drei Jahre hindurch über der Erde herumschwebt und an den Bedürfnissen und Beschäftigungen der Lebenden theilnimmt, gerecht zu werden. Obwohl man nämlich den Samojeden nachsagt, daß sie Schwerkranke und Altersschwache todtschlagen, so feiern sie doch das Andenken der Todten außerordentlich. Sie machen ein Holzbild von dem Verstorbenen, bekleiden es mit seinen Kleidern, setzen es Mittags zu Tische und legen es Abends in's Bett, drei Jahre hindurch, denn so lange dauert die samojedische Unsterblichkeit. Mit dem Leichnam selbst macht man weniger Umstände und derselbe fällt, nachdem man für den Todten und noch mehr für die Hinterbliebenen ein Renthier zum Schmause geschlachtet hat, gewöhnlich Raubthieren anheim.

Wie sehen nun die Samojeden aus? Nun, ungefähr wie ein Mittelding zwischen Eskimo und Chinesen, kurz aber kräftig, 4 bis 5 Fuß hoch, mit schwarzen dicken Pferdehaaren und etwas schiefliegenden lebhaften Schlitzaugen. Sie haben unverkennbar den mongolischen Typus, und der Gelehrte, der sie unlängst mit ihrer Sprache zu den Indogermanen rechnen wollte, hat sie sicher nicht gesehen.

Johannes Meißner.

Der historische Festzug zur Einweihung der Gotthardbahn am Sechseläuten in Zürich.

Zürich, im April '82.

Den Schweizer von heute kennzeichnet durch alle Kantone und alle Stände eine merkwürdige Leidenschaft, sich in der Oeffentlichkeit mit buntem Kostüm und blinkender Waffe geschmückt zu sehen. Es ist, als hätte die mangelnde Gelegenheit, offiziell solche Buntheit zu entfalten, wie meistens bei den Tagsatzungen, oder hinwieder die klassische Einfachheit und Nüchternheit der Milizuniform nur zur Verstärkung jenes Triebes beigetragen. Vielleicht spukt noch die uralte Neigung des Reislaufens in den Gemüthern nach und regt sie zum harmlosen Ausbruch im heimischen Stadtbanne an. Genug, es finden nirgends in der Welt so viele Aufzüge von streng historischem Charakter und so viele dilettantische Darstellungen von volksthümlichen Tragödien statt, wie in der Schweiz. Selbst kleinere Dorfschaften, wie z. B. eine ganze Reihe des Kantons Zürich, lassen kaum ein halbes Jahr vorübergehen, wo nicht in vielfacher Wiederholung fünfaktige Trauerspiele in Kostüm, theils im geschlossenen Raume, theils bei geeigneter Jahreszeit auf Plätzen und Gassen in Scene gesetzt werden. Die harte Sprache und das ungelenke Wesen der bäuerlichen Mimen scheinen so sehr zu dem meist der vaterländischer Heldensage entnommenen Stoffe zu gehören, daß weder der oft übermäßige Eifer noch die zweifelhafte Ausstattung komisch zu wirken vermögen.

Auf wirklich künstlerischer Stufe bewegen sich dagegen die historischen Umzüge. Wohlvorbereitet und von kundigen Männern arrangirt, werden sie in größeren Städten ausgeführt von den jüngeren Leuten aus vornehmen Geschlechtern oder wohlsituirten Bürgerfamilien. Hier eint sich der Punkt der Gediegenheit. Nichts wird vernachlässigt, die Kostümtreue zur höchsten Vollendung zu führen. Die zahlreichen Waffensammlungen der Zeughäuser werden von ihren Hauptstücken entleert, und das blankgeputzte Rüstzeug funkelt wie vor vielen Jahrhunderten in der Sonne.

Die Theilnehmerzahl übertraf nicht viel 800 Personen, aber in der Ausstattung machte sich ein unerhörter Wetteifer geltend unter allen Betheiligten, so daß nicht bloß an Waffen, prächtig gerüsteten Wagen, Federn u. s. w., sondern auch an Stoffen und Stickerei so viel Pomp entfaltet wurde, daß er der historischen Wirklichkeit wohl nahe genug kam. Man ist gewohnt, je im zweiten oder dritten Jahr an dem Frühlingsfeste, dem sogenannten Sechseläuten, in Zürich irgend welche Umzüge zu arrangiren. Man beschloß, dies Jahr länger als bis zur gewohnten Zeit zu warten und die Feier der Gotthardbahn-Eröffnung damit zu verbinden. Die Grundidee des historischen Festzuges sollte heißen: Die Beziehungen der Schweiz zu Deutschland, Italien und Frankreich seit der Vorzeit bis heute.

Seit eine Verheerung der Cholera energische Forderung nach Luft und Licht wachgerufen hat, sind in dem alten Turikum allerdings gewaltige Neuerungen entstanden, Straßen durchgebrochen, neue Quartiere angelegt worden mit genügendem Raum. Gleichwohl gibt es in den winkeligen, engen ältern Straßen noch Gelegenheit genug, den passendsten Rahmen zu den mittelalterlichen Bildern zu erhalten, wie sie am Nachmittag des 17. April zwischen der Menge hindurchwogten.

Die Masse der Zuschauer war eine enorme. Läden, Boutiquen, Comptoire sind heute alle geschlossen, aus den Kantonstheilen und entfernteren Gegenden strömt es herbei, sogar von Stuttgart war ein Extrazug erwartet worden und Mailand hatte Schaaren hergesandt.

Gegen drei Uhr wird das Brausen der Menge übertönt von jubelnden Fanfaren und hinter dem in Roth und Weiß gekleideten Zugmarschall erscheinen ebenfalls zu Pferde wallensteinische Trompeter als Vortrab des Stadtbanners und derjenigen von 14 Zünften, zu deren Trägern je die stattlichsten Mitglieder ausgesucht werden. Nun beginnen die historischen Gruppen.

Der Auszug der Helvetier unter Civico bietet noch so wenig Anhaltspunkte zu plastischer und malerischer Darstellung, daß die ergänzende Phantasie leicht in anachronistische Kollisionen kommt. Ueberdies wollen unsere modernen Gesichter trotz aller Nachhülfe nicht mehr genugsam unter den Stierhörnerschmuck passen. Es war immerhin mit Fellen und wilden Bärten, mit Stierenwagen und Waffen der Steinzeit das Möglichste gethan worden. Vollkommen konnte Cäsar von römischen Tuben und Posaunen angekündigt uns vorgeführt werden. Getriebene Arbeit des Helmes und Goldpanzers hoben seine markige Figur vor denen der Feldherren, die ihm nachsprengten, worauf hinter Feldzeichen und Liktoren stramme Legionssoldaten marschirten. Den üppigen römischen Einwanderer im unterworfenen Helvetien stellte ein Triklinium dar, unter jonisch leichtem Säulendach schwelgende Männer und Tänzerinnen und Gladiatoren.

Ein Sprung über tausend Jahre bringt uns deutsches Hofleben vor die Augen. Kaiser Heinrich III. liebte es, zuweilen die Pfalz auf dem Lindenhofe in Zürich zu besuchen, wo er zu Weihnachten 1055 seinen Sohn Heinrich IV. als fünfjährigen Knaben mit Bertha von Savoyen verlobte. Man hatte also Grund, unter den vaterländischen Gruppen jene Großen, die auch zu den Wanderern nach Süden gehörten, einzureihen. Es gab Veranlassung zu einem Prachtwerk auf dem Gebiete der Kostümarbeit. Die Tunika des Kaisers, von schwerstem weißem Atlas durchaus mit Goldadlern gestickt, glühte förmlich hervor unter dem mit violetter Seide gefütterten ächten Purpurmantel. Krone, Scepter, Pferdegeschirr, alles war schwer von Steinen und Gold, der Werth des Anzugs beziffert sich nach Tausenden.

Vor und hinter dem Kaiser bewegte sich zu Fuß und zu Pferde eine ansehnliche Menge ebenfalls gut ausgerüsteter Vasallen.

Heimkehrende Schweizer aus Barbarossa's Kreuzfahrten gaben neue prunkvolle Gestalten zu erkennen, bei denen auf morgenländisch geschirrten Pferden der gefangene Scheik und Tochter nicht fehlten, noch erbeutete Kostbarkeiten aller Art. Höchst vollendet war der Kinderkreuzzug gelungen, durch 72 Mädchen und Knaben mit brillanter Kostümtreue, Vortritt der Geistlichen, predigenden Anführern 2c. verdeutlicht. Der Ernst der Kleinen auf dem ganzen vierstündigen Wege machte diese Gruppe zu einer der interessantesten. Saumpferde und ihre Führer wiesen jetzt auf die Gotthardbeförderung ältesten Datums hin. Aber auf's höchste spannte sich die Neugier, als das Horn des Uristiers eine ächte kampfbereite Eidgenossenschaar verkündete. So mußten sie 1442 nach Arbedo ausgezogen sein. Der Anblick jener Morgensterne, Hellebarden, Sensenpuker, Harsthörner wirkt stets elektrisirend auf den Schweizer, um wie viel mehr, wo die Ausrüstung der voransprengenden Anführer wie die des Gewalthaufens genug alte Helme und Panzer zeigte, die auf Aechtheit Anspruch machen durften. Für den Glanzpunkt des Zuges konnte die demnächst folgende Gruppe erklärt werden: Waldmann's Empfang am Hofe von Mailand. Lombardisch gekleidete Musikchöre ritten einer Schaar mit vollendeter Eleganz gekleideter Nobili voran, hinter denen Waldmann auf mächtigem Hengst trabte. Im leichten Harnisch mit überaus prächtigen weißen Reiherfedern den Helm geziert, dunkler pelzverbrämter Sammtmantel bis zum Schweif des Pferdes fallend, so bildete der berühmteste der zürcherischen Bürgermeister einen gelungenen Gegensatz zum zierlichen Herzog von Mailand, wo gleich seinen Höflingen Brokade, glänzende Stickereien, Ketten und Schmuckwerk ein sinnberückendes Ensemble von Kostümherrlichkeit schuf.

Wirkungsvoll löste ein neuer Schlachthause das üppige Hoftrieben ab: Der Auszug nach der Riesenschlacht von Marignano, welche die Machtstellung der Schweiz auf ausländischem Boden für für immer brach. Die fortgeschrittenere Kriegskunst, Gleichmäßigkeit in Bewaffnung, Erfindnng der Geschütze, all' das wurde durch eine zahlreiche Schaar Reiter und Fußvolk dem Auge vergegenwärtigt. Unter neuer Musikbegleitung sah man alsdann Papst Julius II. auf vergoldetem Wagen im Thronsessel seinen Künstlern zunicken. Römische Nobili und gute Kopien der großen Zeitgenossen, Raphael, Burnarotti, Romano ritten vor und hinter dem von Kardinälen und reizenden Pagen wimmelnden Wagen. Zu Fuß schloß sich ganz in Eisen die Schweizergarde an, von da an des Kirchenherrn stete Hüter. Weniger farbenreicher, aber für Zürich von größter Bedeutung, schwankte nun das Schiff daher, welches die vertriebenen evangelischen Lukarner durch Antistes Bullinger, Lavater 2c. seeabwärts holen ließ, worauf sich bekanntlich die Seidenindustrie und die blühenden Geschlechter der Orelli Muralt und anderer in Zürich niederließen.

Das Getöse der Trommeln und schrillen Pfeifen ruft die Stimmung zu einer charakteristischen Scene des dreißigjährigen Krieges hervor: Kämpfe für Befreiung Bündtens vom Joche der Spanier. Auch hier wieder die Anführer, Herzog Jenatsch, Guler und andere zu Pferde, darauf ein Trupp Graubündtner in ihren schlichten Hirtenhemden und mit Keulen, aber um sie pluderhosige wallensteinische Erscheinungen mit den Spitzbärten, die wir längst vom Theater kennen, freilich nicht einmal auf Hofbühnen mit solcher Gediegenheit der Kostüme dargestellt. Pikeniere, Arquebusiere schließen den Zug, der nach einem kleinen Intervall von stattlichsten Carossenrollen fortgesetzt wird.

Endlich die Gotthardpost! Extra wurde einer jener gelben Kasten, die von 1822 an ununterbrochen über den Paß rollten und erst seit wenig Wochen verdienter Ruhe pflegen, geholt, um uns ein fröhliches: tempi passati zu erpressen. Nebenher saust auch die Extrapost mit den unvermeidlichen Engländern und Russen; verschiedene Schlitten erinnern an die Gefahr und Beschwerden der Winterreise, bis zur Nase bepelzte Individuen sitzen opfermuthig drin. Auch vom Schwarm der Fußreisenden wallt eine Musterkarte heran, namentlich die Tessiner Brüder in ihren mannigfaltigen Beschäftigungen als Kastanienbrater, Orgelmänner, Glaser, Erdarbeiter. Uebrigens hatte man durch wirkliche Originale die Sache höchst drollig gemacht, denn die braunen Kerle freuten sich königlich über den Jux. Ein Wagen mit Künstlern, ein paar Blicke in italienisches Treiben, Pilger, Räuber und derlei wenig geschätztes Volk schloß diese Gruppe jüngster Vergangenheit.

Die zwei bedeutsamen Gruppen der Gegenwart entbehrten keineswegs des Reichthums und der sorgfältigen Ausstattung, die bis anhin die Zuschauer vollständig gefesselt hatte.

Es mochte den Seidenindustriellen der günstigste Moment bedünken, um ihre Wichtigkeit für Zürich und die Schweiz gegenüber dem Streben der Gegner des französischen Handels-Vertrages in's hellste Licht zu setzen. Anders wäre der Aufwand der Gruppe Seidenindustrie fast räthselhaft gewesen. Der Seidenherold, altdeutsch in weiß und gelben gepufften schweren Atlas und mit pompöser Standarte ritt einem gewaltigen Wagen voran, der eine lombardische Filanda vorstellte; alle Verrichtungen der ersten Zubereitung der Seide vom Cocon an konnte man daselbst, von schmucken Mädchen besorgt, wahrnehmen; die weitere Verarbeitung erfuhr man in der braunen Copie einer Schweizer Webstube. Handwagen mit fertigem, gepacktem Material bewegten sich zwischen Trüppchen von bäurischen Weberinnen, wie sie Arbeit abliefern und holen. Dann erschien auf feenhaft geschmücktem Wagen, dekorirt mit den glühendsten Seiden-Stoffen, die Apotheose der Seide; von blendend gekleideten kleinen Genien umringt, unter herrlichem Baldachin ein Weib, fürstlich angezogen, alles in Seide vom höchsten Werth.

Alsdann zum Schluß, hinter den Bauern von Deutschland, Italien und der Schweiz, die Gotthardgruppe! In Equipagen die Konkordatschließenden, Bismarck, Viktor Emanuel, Dr. Alfred Escher, Bundesrath Welti, lauter vorzügliche Copien; darauf unverfälschte Tessiner Erdarbeiter, blos gut gewaschen und sonntäglich gekleidet, aber mit ihren Schubkarren, Grubenlichtern, Pickeln und Hauen; eine Imitation des Tunnelbohrers und der Lokomotive mit all' ihrem Spektakel und dem Rollwagen voll Ingenieure, eine Osteria auch von den beiden Seiten des Gotthard und endlich in großartiger Erhabenheit der Tunneleingang.

Auf mächtigem Wagen hoben sich beschneite Felsen empor, Gnomen nisteten in den Spalten, Bäuerinnen in den interessantesten Schweizertrachten drängten vor der Höhle, oben drüber aber in herrlicher Attitüde winkten drei Frauengestalten mit den Palmzweigen, Germania, Italia, Helvetia. Ein Bild von überwältigender Schönheit!

Der tiefe Eindruck auf alle Zuschauer war der beste Gradmesser des Werthes dieser Stücke Cultur und Sittengeschichte, wie sie wohl kaum irgendwo so reich und vollendet zu öffentlicher Darstellung gekommen sind. Auch das Wetter hat seine Gunst dem Feste voll zugewandt.

Neue technische Erfindungen.

Von Dr. Gustav Lewinstein.

Auf dem Gebiete der Elektricität hat sich ein Engländer, Professor W. E. Ayrton in London, eine Erfindung patentiren lassen, die allerdings nicht geeignet ist, großes Aufsehen in weiten Kreisen zu machen, die aber für die technische Verwerthung der Elektrizität von großer Bedeutung werden kann. Ein jeder Elektrizitäts-Techniker weiß, wie schwierig es ist, wenn eine größere Anzahl von Leitungen neben einander liegen, dieselben getrennt von einander zu halten, und wie umständlich und mühsam es bei Reparaturen ist, die zusammengehörigen Enden richtig zu verbinden. Diese Schwierigkeiten hat Ayrton dadurch gelöst, daß er die Leitungsdrähte als Einschlag eines Gewebes benutzt, und zwar in der Weise, daß nicht nur der Schluß aus nichtleitendem Material besteht, sondern auch die den Einschlag bildenden Drähte durch nichtleitende Einschlagsfäden getrennt sind. Ist das Gewebe fertig, so wird es durch ein Paraffinband gezogen und dann mit einem Oelanstrich oder mit elastischem Cement versehen, Man hat nun eine Anzahl von Leitungsdrähten, die ganz isolirt von einander parallel laufen; will man sie verwenden, so rollt man den Stoff der Länge nach zu einem Kabel zusammen. In diesem Kabel stellen die Drähte eine punktirte Spirallinie vor, und man hat, um bei Reparaturen die zusammengehörigen herauszufinden, nur nöthig, vom Mittelpunkt die gleichen Zahlen abzuzählen.

Für die Kartoffeln hat man eine neue Art der Verwerthung gefunden, indem man sie sechsunddreißig Stunden lang mit einer verdünnten Lösung von Schwefelsäure (acht Theile Schwefelsäure und hundert Theile Wasser) behandelt, verwandelt man sie in eine feste, dem Celluloid ähnliche Masse, welche so hart ist, daß man daraus Billardbälle anfertigen kann. In Frankreich sollen daraus Pfeifenköpfe, die den Arbeiten aus Meerschaum gleichen, hergestellt werden; ein Beweis, daß dieser Masse gewiß nicht jene Feuergefährlichkeit innewohnt, die dem Celluloid fälschlich so vielfach zugeschrieben wird.

Eine für Ladenbesitzer recht wichtige Beobachtung ist in der Schweiz gemacht worden. Man soll nämlich dadurch, daß man bei den Schaufenstern ganz schwach gelblich gefärbte Gläser anwendet, das Ausbleichen der ausgelegten Stoffe verhindern. Da man den Fenstern, wenn man kein gelbliches Glas hat, diesen gelblichen Ton leicht durch einen ganz schwachen Ueberzug von durchsichtigem Kopallack geben kann, so kann sich Jeder mit geringer Mühe und ohne große Kosten davon überzeugen, ob die Angaben richtig sind.

Es ist erklärlich, daß die Gastechniker jetzt sehr große Anstrengungen machen, die Leuchtkraft der Gaslaternen zu erhöhen, um dem elektrischen Licht mit Erfolg Konkurrenz machen zu können, und es treten daher allerhand neue Laternen auf, welche ein dem elektrischen Licht ebenbürtiges Licht geben sollen. Unter den neuesten Vorschlägen verdient der von C. Clamond in Paris Erwähnung, welcher bezweckt, das sogenannte Drumond'sche Kalklicht in die Praxis einzuführen. Dieses blendend weiße Licht wird in der Weise hergestellt, daß man Leuchtgas unter Zutritt von reinem Sauerstoffgas verbrennt und in der dadurch erzeugten Hitze einen Cylinder von Kalk oder Magnesia zum Weißglühen bringt. Bis jetzt war es nicht möglich, das reine Sauerstoffgas durch die atmosphärische Luft zu ersetzen, da der starke Stickstoffgehalt derselben die Temperatur zu sehr ermäßigte und so keine Weißglühhitze erzeugt werden konnte. Clarmond vermeidet nun die Abkühlung, indem er die Luft durch ein in mehrere Kammern getheiltes, erwärmtes Rohr streichen läßt und die erhitzte Luft in dem Zuleitungsrohr mit dem Gase mischt.

Zwei andere Patente, welche gleichfalls das Beleuchtungswesen betreffen, wollen wir der Kuriosität wegen erwähnen; wir glauben kaum, daß sie eine besonders praktische Bedeutung erlangen werden. Das eine ist ein Kerzenauslöscher in Form eines Knaben, welcher eine Art von Glocke in seiner rechten Hand hält. Ein Stift, welcher das Ende einer Feder bildet, wird an die Stelle des Lichtes befestigt, bis zu welcher man das Licht will brennen lassen. In dem Moment nun, wo die Masse des Lichtes so weit verbrannt ist, daß der Stift frei wird, dreht sich durch den Druck der Feder der Knabe um und setzt die Glocke auf die Lichtflamme. Das zweite Patent betrifft einen Leuchter, in dessen Fuß ein Behälter für eine Streichholzschachtel ist. Diese wird durch eine Feder in dem Behälter festgehalten, will man sie gebrauchen, so drückt man sie durch eine sogenannte Nürnberger Scheere heraus. Beide Erfindungen sind kunstvoll, und es scheint auch, als ob sie sich recht gut zu Geschenken eignen; ob sich aber auch Viele finden werden, welche sie benutzen, scheint uns zweifelhaft.

Ein Bierglas mit abnehmbarem Henkel hat sich Herr Th. Kaulke in Liegnitz patentiren lassen. Der Henkel ist an einer Fußplatte mit Rand versehen, auf welche das Glas gestellt wird; an dem oberen Theil des Henkels befinden sich zwei Klemmbacken, welche in eine Einschnürung des Glases greifen und so eine feste Verbindung herstellen.

Interessant ist eine den Gebr. Pruner in Wiener Neustadt patentirte Maschine zur Herstellung von Zündholzschachteln aus Karton. Die Maschine schneidet die ganzen Stücke des Papier-Kartons aus, ritzt sie an den Stellen, wo sie gebogen werden, biegt sie in die richtige Form, versieht sie an den passenden Stellen mit Klebstoff; preßt sie zusammen und bringt schließlich noch etwas Klebstoff auf die Stelle, welche als Reibfläche benutzt werden soll. Auf diese Stelle wird für gewöhnliche Streichhölzer etwas Sand gestreut, für schwedische Zündhölzer die Masse mit amorphem Phosphor aufgetragen.

Erwähnen wir zum Schluß noch einer Neuerung an Tabakspfeifen, welche Herrn Kadzik in Berlin patentirt worden ist. Derselbe setzt, um das Eindringen der flüssigen Absonderungen des Tabaksrauchs in das Holz des Pfeifenrohrs zu verhindern, in dasselbe ein Zinnrohr ein. Das ist sehr sauber und sehr reinlich und giebt allen Nicht-Pfeifenrauchern die Gewißheit, daß sie nicht von dem unangenehmen Geruch der Pfeife, die ein Anderer raucht, zu leiden haben. Diese Annehmlichkeit derjenigen Leute, welche keine Pfeife rauchen, wird aber dem Erfinder nichts helfen; die Hauptsache ist, daß seine Erfindung den Pfeifenrauchern behagt, und das scheint uns nicht sicher. Die meisten von ihnen wollen ein Rohr, welches etwas von der erwähnten Flüssigkeit durchdrungen ist; aus einem neuen Rohre schmeckt es nicht, und ein Metallrohr wird stets den Geschmack eines neuen Rohres haben.

Gute Entschuldigung.

In den Statuten eines Clubs in Schumla fand sich—wie bei den meisten derartigen Gesellschaften — ein Paragraph, der alle Mitglieder, welche an Versammlungs-Abenden gar nicht oder zu spät erschienen, mit einer kleinen Geldbuße bestrafte, wenn keine genügende Entschuldigung vorhanden war.

Kürzlich trat ein Mitglied erst eine volle Stunde nach eröffneter Sitzung in den Saal, nachdem es das vorletzte Mal gar nicht erschienen war.

„Warum kamen Sie das letzte Mal gar nicht und heute erst jetzt?" fragte der Vorsitzende und Strafe dictirende.

„Wirklich, — ich konnte das vorige Mal nicht — und heute auch nicht früher da sein. Familiensorgen — Aufregung — Kummer — ich weiß nicht, wer zuerst sterben wird: mein Weib oder meine Tochter!"

„Ach!" sagte der Vorsitzende mit großer Theilnahme, ich habe das nicht gewußt! Streichen Sie die Geldbuße aus, Herr Sekretär; — solch eine Entschuldigung genügt."

Das Mitglied nahm seinen gewohnten Platz ein. Am Tage darauf fragte ihn sein Nachbar, wie es um seine Frau und Tochter stünde?

„Danke, sie befinden sich ausgezeichnet wohl," entgegnete er.

„Wie? Und ich meinte, daß Sie gestern Abend gesagt hätten, Sie wüßten nicht, wer von Beiden zuerst sterben würde?"

„Allerdings; and ich weiß das auch wirklich noch immer nicht. Die Zeit aber, denk' ich, wird diese Frage entscheiden."

Das neue Gefangenhaus.

Amtmann: „Na, Kilian, das sind doch einmal ordentliche Arreste, was?"

Kilian: „Ja wohl, Gnad'n Herr Amtmann, aber viel z'schön für die Bauern, da gehör'n schon lauter Herr'n 'nein, wie Gnad'n Herr Amtmann einer sind!"

Immer derselbe.

(Ort der Handlung: Am Bahnschalter einer Universitätsstadt. Zeit: Der Morgen nach Semesterschluß.)

Studiosus Bierendemferl (noch stark im Sturmc): Ein — dritter — Magdeburg —!

Billeteur: Fünf Mark fünfzig.

Studiosus Bierendempferl: Schreiben Se's an!

Untergebracht.

Herr Bliemchen kommt stark angeheitert spät Abends in's Hotel zurück; der Hausknecht hat die größte Mühe, ihn auszukleiden und in's Bett zu bringen. Nachdem ihm dies endlich gelungen, sagt Bliemchen: „So, Friedrich, jetzt können Sie gehen, — jetzt find' ich mich schon zurecht!"

Vorbereitet.

Lieutenant (bei einer Visitirung in der Kaserne, zum Wirth): „Die Feuereimer sind schon wieder in schlechtem Zustande, und Ihr wißt, daß die Kaserne schon einmal abgebrannt ist."

(Bei der nächsten Visitirung): „Wirth, wie steht's mit den Feuereimern?"

Wirth: „Jetzt kann's schon brennen, Herr Lieutenant."

Aus dem Gerichtssa